

Otto von Campenhausen

Mein Freund Reinhard von Kirchbach

Die Erfahrung einer Freundschaft ist etwas besonders Schönes, sofern man nur nicht dem Verschleiß des Wortes anhängt und jede sympathische Verbindung als Freundschaft preist. Freundschaft ist ein Band, das der Tod des einen nicht löst, und wirkt im Leben beider weit über den Alltag hinaus. Je offener und je intensiver, ja, ich möchte sagen: je metaphysischer sich die Freundschaft gründet, um so reicher, fast feierlicher, wird jede Begegnung. So halte ich noch heute stille Zwiesprache mit Reinhard von Kirchbach, der mein Leben nachhaltig beeinflußt hat. Was ich durch ihn hatte und fand, weiß ich. Daher will ich versuchen, Reinhard von Kirchbach als meinen Freund vorzustellen. Allerdings ist Reinhard von Kirchbach schwer zu beschreiben, weil er sich seinem Gegenüber in den Gesprächen so intensiv zuzuwenden verstand, daß jeder einen je eigenen Eindruck von diesem wahrlich gesegneten Manne bekam. Auch in unserer Freundschaft wandelte sich mir das Bild meines Freundes und gewinnt erst in der Erinnerung aus den mosaikartigen Einzeleindrücken einen Rahmen, der die Wärme seines Wesens, seine sensible Aufmerksamkeit, die Unerbittlichkeit seiner Suche nach Gott, die Ehrfurcht vor der Schöpfung in allen Erscheinungen der Erde, seinen Humor und die unmittelbare Ernsthaftigkeit erfaßt. Bei ihm fiel als erstes seine starke, aber behutsame Liebe zu den Menschen auf, die seine Hilfe oder nur das Gespräch mit ihm suchten. Diese Liebe entsprach nicht dem heutigen Bedürfnis des „Seid nett zueinander“, denn in ihr war Nüchternheit mit bodenständigen Erfahrungen verbunden. Daß Reinhard von Kirchbachs Dasein auch Schwierigkeiten, Fehler und Enttäuschungen enthielt, wurde mir erst im Laufe der stets wachsenden Freundschaft klar, denn in jugendlicher Verehrung pflegt man solches zu übersehen. Aber wie begann meine Freundschaft zu Reinhard von Kirchbach?

Als Stipendiat des Evangelischen Studienwerkes Villigst aus dem achten Werksemester lernte ich seinen Bruder Eckart von Kirchbach auf der Universität in Kiel kennen. Eines Tages forderte Eckart mich auf,

mit ihm zu seinem Bruder zu fahren, der in der Nähe des Nord-Ostsee-Kanals Pfarrer einer idyllischen Landgemeinde sei. So begaben wir uns per Fahrrad nach Schinkel und trafen dort auf eine noch aufwachsende Pastorenfamilie mit damals vier Kindern, die sich später um zwei weitere Kinder vermehrte. Mit im Hause lebte die Mutter der Pastorenfrau, Gräfin von Zech-Burkersroda. Am Abend des gastlichen Samstages wurden die Kinder in einer großen, warmwassergefüllten Zinkwanne, die ins Wohn/Eßzimmer gebracht war, der gründlichen Reinigung unterzogen. Ich schaute fasziniert zu, denn der Vater setzte sich mit einer Tenorflöte nicht weit von der Wanne auf den Boden und begleitete das Bad seiner Sprößlinge mit sanften, tiefen Tönen. Und als das Gewusel zu Bett gebracht war, führten die erwachsenen Hausbewohner mit uns zwei Studenten ausgiebige Gespräche, denen der Schlaf im Ziegenstall auf einer Strohschüttung folgte. Die Herzlichkeit der Aufnahme, die interessanten Gesprächsthemen und unsere bescheidenen Studentenmittel führten dazu, daß wir öfters im Schinkler Pastorat anlandeten. Eines Tages kam es dadurch zu einem Themenwochenende des gesamten Villigster Convents der Kieler Universität, bei dem es mit einer ausgiebigen Einführung des Pastors über das Thema „Engel“ ging. Zwar lösten die einigen Commilitonen zu bescheidene Unterbringung zwischen Schafen und Ziegen sowie die nächtlichen Besucher, die als Nager größeren Kalibers identifiziert wurden, eine Scheu aus, solche Tagung zu wiederholen. Mich aber konnte nichts mehr aus dem karg ausgestatteten Landpastorat vertreiben, denn mich hatte das Ehepaar (und Mutter Zech) mit der traditionsreichen Weltläufigkeit sowie mit ihrer mir vertrauten Frömmigkeit eingefangen. Auch die Kinder, die sich mir neugierig und zutraulich zuwandten, wuchsen mir so ans Herz, daß mir etwas fehlte, wenn ich ihnen nicht hin und wieder Märchen erzählen oder mit ihnen spielen konnte. Was ich in diesem Hause an „innerer Entwicklungshilfe“ erfuhr, war mir als Kriegswaise weder im katholischen Internat von Fulda noch in der sonstigen Studentenzeit so begegnet: Seelsorge, korrigierendes Verständnis und herzerwärmende Hineinnahme in eine große Familie. Die Freundschaft zu Margarete und Reinhard von Kirchbach führte schließlich dazu, daß ich Pate von Johannes Michael, ihrem fünften Kinde, wurde und mir nahezu Hausrechte zugestanden wurden. Am Ostermontag des Jahres 1956 feierte ich sogar die Verlobung mit meiner ostpreußischen Frau im anteilnehmenden Pastorat.

Die Schinkler Gemeinde war klein. Ihre Gottesdienste fanden in der Dorfschule statt, weil eine Kirche fehlte. Diese ist allerdings inzwischen auf Betreiben Reinhard von Kirchbachs als „Kirche zum Guten Hirten“ im Zeltstil erstellt. Der Schleswiger Landbewohner sagt (auf platt natürlich): „In die Kirche brauchen wir nicht zu gehen, aber einen Pastor müssen wir haben!“ Dementsprechend bestand die Gemeinde an manchen Sonntagen nur aus der Pastorenfrau, den Pastoratsgästen und dem Organisten. Aber die Gemeindeglieder mochten ihren Pastor. Sie zeigten ihm, weil er jagdliche Erfahrungen hatte, gerne ihre Jagdbeute, diskutierten ihre Alltagssorgen mit ihm und versuchten – einmal mit Erfolg – ihren Geistlichen „duhn“ zu machen. Als das gelang, segelte der Pastor nach dem alkoholgetränkten Treffen, dem er sich nicht hatte entziehen können, in Schlangenlinien durch den Schnee der Nacht seinem Heimathafen zu. Tags darauf sprach er zerknirscht bei seinem Schleswiger Bischof vor, sagte, daß er wegen dieses Vorfalls seine Aufgabe als Dorfpastor nicht mehr wahrnehmen könne, und bat um Entbindung vom Amte, das er mit seinem Versagen arg geschändet habe. Der weise Bischof lachte aber nur und ließ ihn wissen, daß solches Geschehen ein altes Spiel der nordischen Landschaft sei und er sich wieder stracks an seinen Platz begeben solle; solch „Allzumenschliches“ trage auch oft erst zu einer besseren Verbundenheit zwischen Pastor und Pfarrkindern bei.

So war's! Reinhard von Kirchbach versah weiter seinen Dienst, vertiefte sich in theologische Werke, insbesondere die des heiligen Augustins, stand als Opponent bei theologischen Disputen im Rahmen der Doktorprüfungen an der Kieler Universität, der Christiana Albertina, gelegentlich promovierenden Kollegen gegenüber und blieb der geachtete Seelsorger seiner Dörfer. Von den intensiven Studien, die Reinhard von Kirchbach betrieb, hatte ich aufgrund meines laientheologischen Interesses manches auf meine bescheidenen Mühlen leiten können. Wie oft nahm ich von seinem Wissen mit, was mir im Studium half, und wie oft haben wir uns gemeinsam irgendwelche Texte erarbeitet! Was ich erst später auf seiner Beerdigung als Ergänzung seines Schinkler Wirkens erfuhr, hat mich Reinhard von Kirchbach selber allerdings nie wissen lassen. Erst ein Oberkirchenrat des Kieler Konsistoriums, der an der Trauerfeier teilnahm, erzählte mir, wie er zur Vorbereitung seines

Grußwortes die alten Visitationsberichte des für Gettorf zuständigen Bischofs eingesehen habe und dort gelesen habe, daß der pastor loci abends oder unternachts durch sein Dorf gegangen wäre und die Häuser Schinkels gesegnet habe. Das hatte ich nicht gewußt, aber es verwunderte mich nicht.

Der Schleswiger Bischof drängelte immer stärker in der Richtung, daß Reinhard von Kirchbach größere gemeindliche Aufgaben übernehme und es nicht nur bei dem intensiven Selbststudium, das die kleine Gemeinde gestattete, belasse. So wurde er schließlich nach Gettorf versetzt und übernahm das Pastorat an der Herrenstraße.

Weil ich – ohne die regelmäßigen Besuche abzubrechen – aus beruflichen Gründen in Bordesholm wohnte, nahmen unsere seltener gewordenen Begegnungen inhaltlich an Intensität zu. Wir lasen in den uns gegönnten Stunden miteinander Texte, zu denen man als Jurist nicht kommt: Josef Pieper, Karl Barth, Käsemanns Römerbrief und die ersten Schriften von Teilhard de Chardin, dessen Gedanken uns im Laufe der Jahre zu einer ausgedehnten Lektüre seiner Bücher veranlaßten. Daß daneben Tages- und Berufssorgen mit abgehandelt wurden, gebot die Freundschaft. Dieser Freundschaft wegen bewarb ich mich schließlich vom Justizministerium aus, wo ich inzwischen Regierungsrat geworden war, auf das einstellige Amtsgericht Gettorf. Bis meine Familie in das neben dem Amtsgericht errichtete Richterdienstwohngebäude einziehen konnte, beherbergte mich einige Monate das Kirchbach'sche Haus, was die Verbundenheit zu allen Hausbewohnern nur vertiefte. Mit dem Zuzug meiner Familie fanden unsere Gespräche und Lesungen zusammen mit den Ehefrauen statt, teils im Pastorat, teils in der Richterwohnung. Leider währte die Gettorfer Gemeinsamkeit nicht lange, weil Reinhard von Kirchbach sich dem Rufe nach Schleswig, wo er bald nach unserem Umzug Propst am Dom wurde, nicht entziehen konnte. Dies wollte er mir selber rasch mitteilen. So kam er ins Amtsgericht und lud mich ins Pastorat ein. Als wir plaudernd Richtung Pastorat schritten, senkten sich die Schranken der Eisenbahnstrecke Kiel-Eckernförde. Rasch beschloßen wir, durch einen Spurt noch unter den sich senkenden rotweißen Balken hindurchzuschlüpfen. Wir schafften es gerade noch, was den amüsierten Pastor in Cordhosen veranlaßte, jenseits des Bahnübergangs

dem Gettorfer Amtsrichter einen fröhlichen und kumpelhaften Fußtritt zu versetzen. Die spärlich vertretenen Passanten quittierten den Vorgang erstaunt. Denn so jungenhaft ausgelassene „Autoritäten“ hatte man sonst offenbar nicht in Gettorf gesehen. Daß unser Übermut bemerkt worden war, ließ man uns später schmunzelnd wissen.

Autorität? Er hatte sie. Wann hatte sich bei Reinhard von Kirchbach diese Selbstverständlichkeit seiner Argumente und diese Sicherheit im Verhalten in ganz unterschiedlichen Situationen eingestellt? Ich begann ihn nach seinem früheren Leben zu befragen, um seinen Weg besser zu verstehen. Nie habe ich von Reinhard von Kirchbach etwas aus früheren, „ruhmreichen“ Zeiten ohne direkte Nachfrage erfahren. Seine Bücher, die er schrieb und von denen er mir jeweils ein Exemplar schenkte, schweigen sich dazu aus und handeln nur von geistlichen Dingen. Auch bei anderen Texten oder in Vorträgen oder Gemeindefeminaren und Pfarrkonventen trat er stets nur als Pastor, Propst und Seelsorger auf, stürmte geradezu auf der Suche nach Gottes Spuren sowie im Bemühen vorwärts, Gottes Wirklichkeit in dieser Welt zu erkennen und SEINE Zuwendung anderen einsehbar zu machen. So verwundert es mich heute nicht, daß seine in stundenlangem Gebet gefundenen Einsichten ihn so prägten, daß sich hinter seinem Auftreten seine Herkunft und sein Leben vor Kriegsende verlor und er manchem Zeitgenossen als „übersteigert“ oder versponnen, gelegentlich sogar als „weich und lebensfremd“ erschien. Nur jene, die ein zagend Herz und ein geschlagenes Gemüt hatten, scheinen ihn unmittelbar verstanden zu haben, denn sie lebten unter seinem Zuspruch und bei dem Lesen seiner Schriften auf. In der Frühphase unserer Freundschaft ärgerten mich noch abschätzige Bemerkungen irgendwelcher Kritiker seines Wesens, seiner Vorträge oder seiner leisen Töne. Gerne hätte ich ihn mit Hinweisen auf markige Fähigkeiten verteidigt oder seine mir bewußte Stärke herausgebracht. Das gelang mir eigentlich nie, auch nicht bei seiner Schwiegermutter, die als Tochter des Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg für seinen pastoralen Stil wenig Verständnis zeigte und am liebsten in ihm den Typ des Offiziers wiedergefunden hätte, der er einst in ihren Augen war. So fragte ich Reinhard von Kirchbach nachhaltiger nach seinem Leben vor unserer Bekanntschaft aus. Dabei erfuhr ich – kurz zusammengefaßt – folgendes:

Schon der Vater Arndt von Kirchbach war Generalstäbler, ehe er nach dem ersten Weltkriege Theologie studierte. Das prägte natürlich Reinhard von Kirchbachs frühe Jahre. Verwandtschaftliche Beziehungen vermittelten ihm außerdem Zugang zu adligen Familien Sachsens und öffneten ihm deren Häuser und Landsitze, so daß er sich mit unbewußter Selbstverständlichkeit in die ständischen Kreise hineinentwickelte, denen er angehörte. Von früh an naturverbunden durchstreifte er die Wälder und ward ein leidenschaftlicher Jäger, der jeden Pirschweg kannte. Doch statt Förster zu werden, entschied er sich schon in seiner Schulzeit zu einem theologischen Studium. Das hinderte ihn aber nicht, sich 1939 als sechszwanzigjähriger cand. theol. freiwillig zum Kriegsdienst zu melden. Diesen nahm er als seine soldatische Pflicht bei der Luftwaffe auf, flog nach der Ausbildung als Beobachter in einem Kampfgeschwader über 200 Einsätze, wurde mit den Eisernen Kreuzen (EK I und EK II) sowie dem Deutschen Kreuz in Gold ausgezeichnet, noch ehe er an der Ostfront bei verschiedenen Generälen der Luftwaffe als Begleitoffizier eingesetzt wurde. Das Kriegsende erlebte er von Prag aus, wo er Verbindungsoffizier im Generalstab des Generalfeldmarschalls Schörner war, die Endphase jedoch sieht ihn als Chef einer Fallschirmjägerkompanie. Mit dieser Kompanie marschierte er schließlich in der Gegend von Salzburg geschlossen in die amerikanische Gefangenschaft.

Was hätte man aus diesem Lebensabschnitt machen können! Nichts davon schob sich vor das unmittelbar Gesagte oder im Pfarrdienst Nötige. Vielleicht spürte man etwas von seiner ständischen Vergangenheit, wenn Reinhard von Kirchbach sich mit schilfgrüner Kleidung, einem feschen Shawl oder englischem Tweed versah und sich damit von dem pastörlischen Auftreten anderer abhob. Bei aller Bescheidenheit, die ich im Hause Kirchbach an vielen Stellen mitbekam, hatte er wegen seiner feinen Zunge Sinn für gute Speisen. Und die letzten Zigarren, die noch die Bauchbinde der NS-Luftwaffe trugen, habe ich in seinem Amtszimmer aufgeraucht. Stets von exquisiter Güte war allerdings sein Tee, den er mit erlesenem Blattgut wohl zuzubereiten wußte. Hin und wieder holte er dazu auch eine leckere Beigabe, wie z.B. Whisky-Cake aus England, aus verborgenen Ecken hervor. Das hat jedoch die gemeinsamen Studien und Gespräche nicht verflacht. Immer blieb er der unerbitt-

liche Leser und Gesprächspartner, der mir weder ein small talk noch ein vordergründiges Berichten durchgehen ließ.

Ich weiß, daß Reinhard von Kirchbach in seiner Studentenzeit bei einem Waldgang ein intensives Erlebnis hatte, dessen Folgen ihn seitdem voll in Anspruch nahmen, und erkläre mir seinen Wandel, der sich bereits im Kriege abzeichnete, mit dem Schicksal mancher Heiligen, die – wie z.B. Augustin, Nicolaus von Flüe oder Paulus – neue Ufer betraten und nicht mehr zurückschauten. Er trug bereits im Felde das Neue Testament und ein Bändchen Augustin stets mit sich und vertiefte seine Gedanken nach dem Kriege als Chaplan eines Lagers deutscher Kriegsgefangener in der Wüste Ägyptens. Als wir uns begegneten, war Reinhard von Kirchbach bereits der Gewandelte.

Als es mit einem geplanten Convivium unserer Familien im Gettorfer Umfeld durch meine beruflichen Veränderungen nichts wurde, konnten wir uns nur noch sporadisch treffen, bis ich 1972 Hilfsrichter am Oberlandesgericht in Schleswig wurde und die Gastfreundschaft des Propstenhauses erneut in Anspruch nahm. Reinhard von Kirchbach hatte sich inzwischen zunehmend dem interreligiösen Dialog verschrieben. Die Aufnahme dieses Themas, das eine regelrechte Lebensmelodie wurde, war für mich spürbar durch die bisherigen Studien und die sich zum kosmischen Christus ergebenden Fragen vorgezeichnet. Immer wieder befragte ich Reinhard von Kirchbach nach der Vereinbarkeit seiner Aussagen zum interreligiösen Dialog mit seinem landeskirchlichen Amte. Als wir eines Nachmittags wieder einmal in seinem Schleswiger Amtszimmer saßen, versuchte er mir zu erklären, warum seine Gedanken über das Göttliche Milieu in anderen Religionen keine Häresie seien. Er wies auf einen beeindruckenden orientalischen Teppich im Amtszimmer hin, der ein helleres Zentralmuster inmitten verschlungener, vielfarbiger Teppichmuster aufwies. Alsdann zeigte er mir – einem engagierten EKD-Synodalen – meinen Platz innerhalb der wirren Muster, die aber alle irgendwie auf den Mittelpunkt ausgerichtet schienen, und sagte sinngemäß: *„Von Deiner Position aus siehst oder erahnst Du das lichte Zentrum und rufst allen, die irgendwo an anderen Stellen des Teppichs sich befinden, zu: Kommt her! Ich sehe den richtigen Weg zum Zentrum! Bei mir ist der verheißungsvolle Ort! Dabei*

haben jene, die von anderer Stelle aus durch die Muster auf das zentrale Licht zuhasten, vielleicht lediglich andere Zugänge als Du und sind dabei, von ihrer Position aus an die Urquelle zu gelangen. Sollte die allseitige Bewegung auf die Mitte des Kosmos zu auf einem Irrtum oder einem vermeidbaren Umweg beruhen? Um dem nachzugehen, möchte ich mit Menschen anderer religiöser Prägung zusammenkommen und erfahren, ob deren ernste Suchbewegung mit der meinen zusammengehört. Entscheidend ist dabei, daß jeder für sich möglichst dicht am göttlichen Feuer bleibt.“ Später faßte er diesen Gedanken in einer traditionellen Formel der Theologie zusammen: „*Ungetrennt, doch unvermischt!*“

Die zeitliche Dichte der gelegentlichen Gespräche nahm zwar ab, doch hin und wieder erreichte mich einer seiner Kunstpostkartengrüße, auf denen mit grünem Kugelschreiber nur wenige mich aufmunternde Worte standen, die lapidar mit der Versicherung: „*In Treue Dein R*“ endeten. Wir blieben jedoch in der Sache verbunden. Während ich an seinem Schaffen während des interreligiösen Dialogs als randständiger Wegbegleiter teilnahm, schrieb er mir einmal einen ungewohnt langen Brief, den er mir nach meiner Berufung in die Verwaltungsspitze der EKD auf einen ihm zugesandten Vortragstext hin schrieb, und stimmte meinem Wege, der sich ausdrücklich dem Verwaltungsgeschehen der Volkskirche zuwandte, aus vollem Herzen und mit ermutigenden Worten zu.

Noch heute steht Reinhard von Kirchbachs Konterfei aus seinen letzten Jahren auf meinem Schreibtisch und lächelt bei dem stummen Gespräch, das ich mit meinem Freunde weiter führe. Denn was ich ihm verdanke, weiß ich. Was ohne ihn geworden wäre, ahne ich nicht.